

Sarah Weeks

AURORA



HANSER



und die Sache
mit dem Glück



Leseprobe

Das Buch

Aurora weiß zwei Dinge: a) Die anderen Kinder halten sie für komisch, und b) das macht nichts, denn sie hat Duck, ihren Hund und allerbesten Freund.

Ihn stört es nicht, dass sie ihre Sätze gern zweiteilt und andere seltsame Angewohnheiten hat. Doch dann ist Duck plötzlich verschwunden, und Auroras Welt steht kopf. Nicht nur, dass sie ihren einzigen Freund wiederfinden muss, ihre Eltern bekommen auch noch Besuch von einer jungen Frau namens Heidi. Die ist scheinbar genau das, was Aurora nicht ist: normal, beliebt, ein wahres Glückskind. Aurora kennt sie nur aus Erzählungen und will nichts mit ihr zu tun haben. Das ändert sich erst, als Heidi ihre Hilfe anbietet: bei der Suche nach Duck – und nach Auroras eigenem Glück.

Die Autorin

Sarah Weeks, 1955 in Michigan geboren, ist Autorin zahlreicher preisgekrönter Romane und schreibt seit mehr als zwanzig Jahren Kinderbücher. Daneben besucht sie Schulen, gibt Schreibworkshops für Kinder und Erwachsene und unterrichtet Kreatives Schreiben. Sarah Weeks lebt in Nyack und in Jeffersonville im Bundesstaat New York. 2022 erscheint ihr Kinderbuch *Aurora und die Sache mit dem Glück* bei Hanser.

Sarah Weeks. *Aurora und die Sache mit dem Glück*

Übersetzt aus dem Englischen von Brigitte Jakobeit

160 Seiten. Gebunden. Auch als E-Book erhältlich. Erscheint am 24. Januar 2022

hanser-literaturverlage.de

Umschlagmotiv: Shutterstock.com / Bibadash, Mrs. Opossum serazetdinov,
Sloth Astronaut, Timothy W. Stone

HANSER

Mehr, als ein Funke das Fliegen liebt

Der dreißigste Hochzeitstag meiner Eltern war am achtzehnten Mai. Dad war seit Wochen auf dem Dachboden gewesen und arbeitete an einer Überraschung für meine Mutter. Er reparierte einen antiken Überseekoffer, der aussah wie eine Truhe und ihrer Urgroßmutter Alpha gehört hatte. Zuerst hatte er die angelaufenen Messingbeschläge abgenommen und sie in Essig gelegt, dann hatte er die dunklen Eichenpaneele sorgfältig abgeschliffen und sie mit alten, in Leinöl getränkten T-Shirts eingerieben, um die Maserung hervorzuheben. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit arbeitete er an der Truhe, und meine Aufgabe war es, sein Beobachtungsposten zu sein.

Wenn meine Mutter in der Stadt war und die Einfahrt hochkam oder sie wieder ins Haus ging, nachdem sie die Wäsche aufgehängt hatte, gab ich ihm ein Zeichen, indem ich mit dem Ende eines Besenstiels in meinem Zimmer an die Decke klopfte. Auf dem Putz über meinem Bett waren schon lauter schwarze Flecken von dem vielen Klopfen.

Am Samstagmorgen arbeitete meine Mutter mehrere Stunden an Heidis Babydecke und hörte Radio. Ich sah ungefähr jede Viertelstunde nach ihr und berichtete dann meinem Vater, der in der Garage damit beschäftigt war, das Recyclinggut für die Müllabfuhr zu sortieren, bis die Luft rein war und er nach oben in seine Werkstatt gehen konnte.

Nach dem Mittagessen legte meine Mutter schließlich ihr Nähzeug weg und ging zu Stop & Shop, um Zutaten für ein besonderes Abendessen zu kaufen. Sobald sie weg war, gab ich meinem Vater Bescheid.

»Komm mal und sieh dir die Truhe an. Ich möchte wissen, wie du sie findest«, sagte er.

Duck folgte mir die schmale Treppe zum Dachboden hoch, wo er schnurstracks auf das Mäuseloch zustürzte, das er entdeckt hatte, als wir das letzte Mal zusammen oben gewesen waren.

»Glaubst du, sie gefällt ihr?«, fragte mein Vater, der einen schmutzigen Lappen aufhob und ihn auf einen Haufen in der Ecke warf.

»Ich wette, sie weint, wenn sie die Truhe sieht«, sagte ich.

Die Truhe war wunderschön. Die Messingscharniere glitzerten wie Goldfische in dem warmen Sonnenlicht, das durch die Dachluken hereinfiel. Trotz der geöffneten Fenster war es heiß hier oben.

Ich klopfte dreimal auf meinen rechten Ellbogen, und dann zum Ausgleich dreimal auf meinen linken.

»Alles in Ordnung?«, fragte mein Vater und musterte mich.

Ich wusste, warum er fragte. Wenn ich unruhig war, klopfte ich häufiger.

»Mir geht es gut«, sagte ich, obwohl es nicht stimmte.

»Bist du etwa nervös wegen Heidis Besuch?«, fragte er und wischte sich mit dem Ärmel den Schweiß vom Gesicht.

Mein Vater kannte mich sehr gut. Meine Mutter hatte in letzter Zeit nur noch von Heidis Besuch gesprochen. Sogar die Mahlzeiten hatte sie schon bis hin zum Nachtschisch geplant. Ich kannte sämtliche Heidi-Geschichten in- und auswendig, aber sie selbst kannte ich nicht. Ich machte mir Sorgen, dass sie mich nicht mögen würde. Oder dass meine Eltern zu dem Schluss kamen, dass sie Heidi lieber mochten als mich.

»Warum sollte ich nervös sein?« Ich widerstand dem Drang, wieder zu klopfen, und biss mir stattdessen dreimal innen auf die Wange. »Sie ist ein netter Mensch, oder?«

»Sehr nett«, sagte mein Vater. »Du wirst dein Zimmer mit ihr teilen. Geht das in Ordnung für dich?«

»Schnarcht sie?«

Mein Vater lachte.

»Ich schätze, das finden wir bald genug heraus, oder?« Er nahm den Verschluss von der Leinölfflasche und goss ein wenig auf einen sauberen Lappen.

»Dad?«, sagte ich, weil ich es einfach nicht mehr für mich behalten konnte. »Weiß Heidi eigentlich, dass ich komisch bin?«

Mein Vater hielt inne und sah mich ganz traurig und gleichzeitig liebevoll an.

»Ich wünschte, du würdest das nicht sagen, Baby Girl«, erwiderte er. »Du bist nicht komisch, du bist wundervoll, und Heidi freut sich sehr, dich kennenzulernen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Das hat sie in ihrem Brief geschrieben. Frag deine Mutter, wenn du mir nicht glaubst.«

»Und was ist, wenn Heidi mich nicht mag?«

»Was gibt es da nicht zu mögen?«, sagte er, schraubte den Deckel wieder auf die Ölflasche und stellte sie beiseite. »Jetzt verschwinde und lass mich weitermachen, bevor deine Mutter nach Hause kommt, okay?«

Kurz vor dem Abendessen brachte mein Vater die Truhe nach unten und überreichte sie meiner Mutter. Und wie ich vorhergesagt hatte, brach sie bei ihrem Anblick sofort in Tränen aus.

»Ach, Roy! Das ist das Schönste, was ich je gesehen habe.«

»Ich hab dir gesagt, dass sie bestimmt weint«, sagte ich.

»Ich fürchte, mein Geschenk verblasst verglichen mit deinem«, sagte meine Mutter und wischte ihre Freudentränen ab. »Ich hab dir einen Kuchen gebacken.«

»Lemon Chess?«, fragte mein Vater hoffnungsvoll.

Meine Mutter nickte, und er stieß einen Jubelruf aus.

»Du weißt, was ich von deinem Kuchen halte, Rube.«

»Sie hat ihn auch mit richtiger Sahne gemacht«, sagte ich.

»Nicht mit dem künstlichen Zeug aus der Dose.«

»Ich schätze, mein Geheimnis war nicht das einzige, das du bewahrt hast, hm, Baby Girl?«

»Es war meine Idee, einen Ventilator ins Fenster zu stellen, damit du den Kuchen nicht riechst«, gab ich zu.

»Wenn ich es mir recht überlege: Wie um alles in der Welt hast du es geschafft, die ganze Arbeit an der Truhe oben zu erledigen, ohne dass ich es gemerkt habe, Roy?«, fragte meine Mutter.

»Rory war mein Beobachtungsposten«, erwiderte mein Vater stolz und legte einen Arm um meine Schultern. »Sie ist ein richtiger James Bond.«

»James wer?«, fragte ich.

»Bond. James Bond. Ein berühmter Spion«, erklärte mein Vater.

»Wie Inspector Gadget?«, fragte ich.

Meine Mutter lachte. »Ja, nur ist James Bond sehr attraktiv.«

»Hey«, sagte mein Vater. »Was ist mit mir?«

»Du bist viel attraktiver als James Bond, und unsere Tochter ist eine hervorragende Doppelagentin«, sagte meine Mutter.

»Ich hatte nicht die geringste Ahnung.«

»Die Truhe ist noch nicht ganz fertig«, erklärte mein Vater. »Das Holz ist alt und durstig. Es braucht noch ein paar Schichten Öl. Nach dem Essen mache ich mich gleich an die Arbeit.«

Ich fuhr mit den Fingern über den glatten Deckel.

»Ich fände es schön, wenn ich auch so eine in meinem Zimmer hätte. Dann könnte ich a) meine Sommersachen im Winter darin aufbewahren und b) meine Wintersachen im Sommer darin aufbewahren. So würden mir nie die Kleiderbügel ausgehen.«

»O nein, kommt nicht in Frage«, sagte meine Mutter lachend. »Deinen Vater kannst du vielleicht um den kleinen Finger wickeln, aber diese Truhe gehört mir. Selbst wenn ich die nächsten dreißig Jahre Kuchen backen muss, um es ihm zurückzuzahlen.«

Mein Vater grinste und zog sie an sich.

»Alles Gute zum Hochzeitstag, Rube«, sagte er und gab ihr einen Kuss.

Duck bellte und wedelte mit dem Schwanz, wie immer, wenn wir einander umarmten oder küssten. Mich machte das auch glücklich.

Zum Abendessen gab es Steak mit zweimal gebackenen Kartoffeln, außerdem Knoblauchbrot mit Petersilienbutter, grüne Bohnen und danach natürlich den Lemon Chess Pie. Sogar Kerzen und Blumen standen auf dem Tisch.

Nachdem das Geschirr abgeräumt war, öffnete mein Vater eine Flasche Champagner, und ich bekam ein Glas Apfelsaft. Wir tranken auf das Wohl von allen, die uns einfielen, auch des Postboten, obwohl er Duck nicht besonders mochte.

»Was ist mit Heidis Baby?«, sagte ich. »Sollten wir nicht auch auf sie trinken?«

»Absolut«, sagte mein Vater. »Wissen wir denn, wie sie heißen soll?«

Es war Heidis Idee gewesen, mich Aurora zu nennen, weil Bernadette mal gesagt hatte, es sei wichtig, einen vielversprechenden Namen zu haben.

»Von einem Namen habe ich noch nichts gehört«, sagte meine Mutter. »Aber wenn ich raten müsste, würde ich auf Sophia tippen, so hieß Heidis Mutter.«

»Vielleicht wird sie ein Glückskind wie Heidi«, sagte ich.

»Das wäre schön«, stimmte meine Mutter zu.

Mein Vater hob sein Glas.

»Auf die kleine Sophia«, sagte er.

»Und auf das Glück«, fügte meine Mutter hinzu.

»Und auf Duck!«, sagte ich.

Wir stießen wieder an, und nach ein paar weiteren Trinksprüchen waren meine Eltern beschwipst, und ich war bettreif.

Nachdem ich mein Nachthemd angezogen und mir die Zähne geputzt hatte, schaltete ich das Licht aus und starrte eine Weile aus dem Fenster auf den Mond. Ich überlegte, warum Sterne von Nahem rund aussahen und aus der Ferne irgendwie spitz. Ich überlegte, wie derselbe Himmel tagsüber blau und in der Nacht schwarz aussehen konnte. Ich überlegte, ob Heidi wohl auch aufgeregt war, mich kennenzulernen, und ob sie sich an die Farbe der Jelly Beans erinnerte, die sie gegessen hatte, bevor sie das Glas meiner Mutter geschenkt hatte. Irgendwann wurde ich von dem vielen Überlegen müde. Ich zog mir die Decke bis ans Kinn und schloss die Augen.

Mitten in der Nacht fing Duck an zu bellen. Das machte er manchmal, wenn Waschbären die Vogelhäuschen plünderten oder sich ein Stinktier in den Garten schlich, um im Kompost-

haufen herumzuwühlen, aber dieses Bellen war anders. Es klang verängstigt.

»Rory!«, brüllte mein Vater und platzte in mein Zimmer.
»Komm schnell! Das Haus brennt!«

Ich sprang aus dem Bett und rannte in den Flur. Von der Dachbodentreppe bauschte sich dunkler Rauch herunter. Duck war außer sich, rannte hin und her und bellte wie verrückt.

»Halt dir das vor den Mund und die Nase«, sagte meine Mutter und reichte mir einen feuchten Waschlappen. Die Glühbirne in der Lampe über uns flackerte und summte, dann platzte sie plötzlich mit einem lauten Knall. Ich schrie, und mein Vater hob mich hoch. Ich klammerte mich an ihn, während er mich durchs Haus trug und meine Mutter in Bademantel und Hausschuhen hinter uns hereilte, ihre Handtasche und Schmuckschatulle an die Brust gepresst.

Unten am Hügel heulten bereits Feuerwehrsirenen, und schon bald kamen die Wagen mit ihren übernächtigten Mannschaften aus Freiwilligen.

Ich kam mir vor, als wäre ich eine Million Meilen entfernt und beobachtete die Szene aus dem Weltall. Das konnte nicht wirklich passieren. Nicht uns. Die Luft war dick von Rauch, und es sah aus, als wäre ein feuerspuckender Drache im Dachboden, der helle orangefarbene Flammen durch das Dach spie. *Unser Dach*. Und dann zerbarst eine Fensterscheibe nach der anderen.

»Alle heil rausgekommen, Sheriff?«, fragte einer der Feuer-

wehrleute. Es war Dave Toffle, Lindseys Vater. Unter seinem Gummimantel trug er noch seinen Pyjama.

»Ja«, sagte mein Vater zu ihm. »Wir sind alle da.«

Aber als ich mich umsah, merkte ich, dass er sich irrte.

»Wo ist Duck?«, fragte ich.

Mehr, als eine Maus das Knabbern liebt

Wenn man einen Feuerwehrschauch voll aufdreht, ihn auf das Fenster eines brennenden Hauses richtet und das Wasser eindringt, kommt alles Mögliche herausgeflogen. Kleider, Bücher, Schuhe, CDs lagen verstreut auf unserem Dach wie Muscheln auf einem Kieselstrand. Als Erstes hatten die Feuerwehrleute die Luken im Dach aufgebrochen, damit der Rauch und die Flammen nach oben und weg vom übrigen Haus zogen. Der Garten wurde rasch ein schlammiges Chaos; überall lagen Glasscherben und gesplittertes Holz. Ein Strohhut meiner Mutter war irgendwie in den Büschen gelandet, zusammen mit einem kleinen Rentier, das ich in der Vorschule aus Eisstielen gebastelt hatte. Die Schachteln mit dem Weihnachtsschmuck, unsere Sommerkleider und viele andere Sachen waren auf dem Dachboden gelagert, aber das alles zählte im Augenblick nicht.

»Wir müssen noch mal reingehen«, schluchzte ich. »Wir müssen Duck finden.«

Wir standen zu dritt am Ende der Einfahrt und betrachteten das brennende Haus.

»Leute!«, rief mein Vater einigen Männern zu, die mit Spitzhacken über den Schultern vorbeieilten. »Dort drinnen könnte ein Hund sein.«

»Er heißt Duck!«, rief ich ihnen hinterher. »Er ist schwarz mit einem roten Halsband.«

Sie nickten und gingen weiter.

Als meine Mutter sah, dass ich barfuß war, gab sie mir rasch einen ihrer Hausschuhe, und wir balancierten beide auf einem Fuß wie zwei Flamingos, die zusahen, wie sich der Rauch von schwarz zu braun und schließlich zu grau verfärbte. Ein Nachbar brachte uns Decken und eine Thermoskanne mit heißem Kaffee. Meine Mutter gab meinem Vater eine Decke und schlang die andere um uns wie einen Kokon. Sie zitterte, aber ich spürte die Kälte nicht, weil ich zu besorgt um Duck war.

Als das Feuer schließlich gelöscht war und die Feuerwehrleute ihre Schläuche wieder einrollten, kam Dave Toffle zu uns, um mit meinem Vater zu sprechen. Auf einer Wange hatte er einen schwarzen Rußstreifen, und seine Augen waren rot umrandet.

»Die Dachluken waren ein großes Glück, Sheriff, weil wir so schneller reingekommen sind, als wenn wir ein Loch hätten schneiden müssen. Aber Sie brauchen mit Sicherheit ein neues Dach. Der Chef ist im Augenblick im Haus und sieht sich alles an.«

»Was ist mit Duck?«, fragte ich besorgt.

»Duck?«

»Mein Hund«, erklärte ich. »Er ist schwarz mit einem roten Halsband.«

Dave Toffle schüttelte den Kopf.

»Einen Hund haben wir nicht gefunden«, sagte er. »Jedenfalls nicht, dass ich wüsste.«

»Haben Sie in der Küche nachgesehen?«, fragte ich und tippte dreimal auf mein Kinn. »Dort schläft er immer. Haben Sie in meinem Zimmer nachgesehen? Dort könnte er auch sein.«

Lindseys Vater wischte sich über die Wange, wodurch ein neuer Rußstreifen entstand.

»Wie schon gesagt, einen Hund haben wir nicht gefunden.«

Er sagte das nicht besonders freundlich, und das erinnerte mich an Lindsey.

»Was passiert jetzt?«, fragte meine Mutter und schaute verzweifelt auf das Haus.

»Da kommt Howie«, sagte mein Vater zu ihr. »Er wird es wissen.«

Howard Strauss war der Feuerwehrchef von Liberty. Er und mein Vater hatten in der Highschool zusammen Football gespielt und waren gute Freunde geblieben.

»Entschuldigt das Chaos«, sagte er. »Aber abgesehen vom Dach habt ihr ziemliches Glück. Im Haus selbst sind größtenteils nur Rauch- und Wasserschäden.«

»Irgendeine Idee, was das Feuer verursacht hat?«, fragte mein Vater.

»Wir wissen, dass es auf dem Dachboden ausgebrochen ist, aber die Ursache ist vorerst noch ungewiss«, sagte er.

»Ungewiss?«, fragte meine Mutter. »Warum?«

»Es könnte einiges gewesen sein«, erwiderte er. »Die nackte Glühbirne, die oben hing, könnte der Übeltäter sein. Oder die Isolierung war irgendwo vergammelt. Auch ein Kabel, das eine Maus durchgeknabbert hat, könnte einen Funken ausgelöst haben.«

Ich dachte an das Mäuseloch, das Duck gefunden hatte.

»Aber etwas muss ich dich noch fragen, Roy«, fuhr er fort. »In einer Ecke ist ein ziemlich großer Brandfleck. Irgendeine Idee, was den verursacht haben könnte?«

Mein Vater ließ die Schultern sinken.

»Tut mir leid, Rube«, sagte er und drehte sich zu meiner Mutter. »Gestern Abend, nachdem du im Bett warst, hab ich die Truhe hochgebracht, um noch eine Schicht Öl aufzutragen. In der Ecke lag ein Haufen Lappen.«

»Ölige Lappen?«, fragte Chief Strauss. »Das würde den schwarzen Rauch erklären.«

»Ich hätte es besser wissen müssen«, sagte mein Vater und schüttelte den Kopf. »Das war dumm.«

Meine Mutter legte ihren Kopf auf seine Schulter.

»Schon gut, Roy. Wichtig ist, dass uns nichts passiert ist.«

Hatte sie Duck ganz vergessen?

»Können wir jetzt wieder reingehen?«, fragte ich. »Um Duck zu suchen?«

»Ich fürchte, das darf ich nicht zulassen, Aurora«, sagte der

Chief. »Aber wir haben alles getan, um euren Hund zu finden. Die Männer haben in jedem Raum nachgesehen.«

»Ich kann ihn finden«, sagte ich. »Ganz bestimmt.«

Chief Strauss schüttelte den Kopf.

»Wir mussten den Strom und das Gas am Verteilerkasten abschalten. Ihr habt keinen Saft. Dort drin ist es stockfinster. Und nicht sicher.«

»In der Garage haben wir Taschenlampen«, sagte ich. »Ich geh eine holen.«

Meine Mutter legte ihre Hände auf meine Schultern, um mich zurückzuhalten.

»Wie lange dauert es, bis wir wieder reinkönnen, Howie?«, fragte sie. »Wir brauchen ein paar Kleider und Roys Herzmedikament.«

Ich wusste nicht, dass Dad etwas für sein Herz nahm.

»Bist du krank, Dad?«

»Nein«, antwortete er. »Nur ein Störgeräusch. Das hatte ich schon als Kind.«

»Soll ich morgen früh vorbeikommen und mich umsehen?«, fragte Chief Strauss. »In ein paar Stunden wird es hell. Wir decken das Dach ab, und wenn der Dachstuhl stabil ist, könnt ihr kurz reingehen und holen, was ihr braucht. In der Zwischenzeit müsst ihr woanders unterkommen.«

»Ohne Duck geh ich nicht weg«, beharrte ich.

»Wir können bei Julie und Scott bleiben«, sagte meine Mutter, nahm die Decke weg und befreite mich aus dem Kokon.

Julie Graham und meine Mutter waren seit ihrer Kindheit

befreundet. Ihr und ihrem Mann Scott gehörte eine Autowerkstatt in Youngsville.

»Verdammt. Ich hab mein Handy im Haus gelassen«, sagte mein Vater und klopfte die nicht vorhandenen Taschen seines Pyjamas ab.

»Ich hab meins hier«, sagte meine Mutter, griff nach ihrer Tasche und der Schmuckschatulle, die in der Nähe auf einem Stein lagen. »Ich ruf Julie unterwegs an.«

»Moment«, sagte ich. »Was ist mit Duck? Wir können ihn nicht einfach hierlassen.«

»Wenn es hell ist, kommen wir zurück und suchen ihn«, sagte mein Vater zu mir. »Alle wissen, dass wir ihn suchen. Bei der ganzen Aufregung hat er wahrscheinlich Angst bekommen und sich ein sicheres Versteck gesucht, bis der Staub sich gelegt hat.«

»Ich gehe jede Wette ein, dass er morgen früh auf der Veranda auf uns wartet«, stimmte meine Mutter zu.

»Ohne ihn geh ich nicht weg«, insistierte ich, aber meine Eltern gingen schon die Einfahrt hoch, meine Mutter hinkend in ihrem einen Hausschuh. Ich stand eine Weile im Mondlicht, während mir mein Nachthemd wie ein Schwarm weißer Motten um die Knie flatterte, bis das Auto gestartet wurde und meine Mutter mich rief.

»Keine Angst«, flüsterte ich in die kalte Nachtluft. »Ich komme und finde dich, Duck. Versprochen.«